





Marek Krajewski

Pest in Breslau

Kriminalroman

Aus dem Polnischen  
von Paulina Schulz

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marek Krajewski  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Der Kalenderblattmörder (21092)  
Gespenster in Breslau (24608)  
Festung Breslau (24644)

Der Verlag dankt dem Book Institute –  
The © POLAND Translation Program in Krakau  
für die freundliche Unterstützung der Übersetzung.



Deutsche Erstausgabe  
Juli 2009  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 2007 Marek Krajewski  
Titel der polnischen Originalausgabe:  
»Dżuma w Breslau«  
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Mit freundlicher Genehmigung von  
Wydawnictwo W.A.B., Warschau  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild:  
». . . et la fête continue« (2002)  
von Juarez Machado  
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten  
Gesetzt aus der Bembo 11/13,5'  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24727-6

*Der Verlust des Bewusstseins bei dem Neophyten stellt ein äußerst wichtiges Element der Initiation in den Geheimbünden dar. (. . .) Dieser Zustand wird erreicht durch Räucherung, Auspeitschen, Foltern. Es hat zum Ziel, den Novizen »sterben« zu lassen.*

Arnold van Gennep, »Übergangsriten«

*Nicht möglich ist es, die Absichten eines Weibes oder eines Mannes zu durchschauen, bis man sie auf die Probe stellt wie Tiere im Gespann.*

Theognis von Megara



*Breslau, Donnerstag, den 15. Mai 1913,  
Viertel nach zwei Uhr nachts*

Er stieg die eiserne Wendeltreppe hinauf, die sich den Maschinenraum des Wasserturms am Weidendamme empor-schlang. Um ihn herum surrten rhythmisch die Schwung-räder, Kräne knarrten, Pumpen und Aggregate zischten.

Er bekam kaum mehr Luft, fühlte Übelkeit aufkommen, verursacht durch die eintönige Bewegung und die unzähligen Kreise, die sein Körper gedreht hatte, seit er seinen Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe gestellt hatte. Krampfhaft hielt er sich an dem Eisengitter fest, das ihn davor bewahrte, von der Treppe zu stürzen und in den Eingeweiden dieses Monsters, das dampfschnaubend sauberes Wasser in die Arterien der Stadt presste, zu verenden. Der Blick des Mannes wanderte über die Firmennamen, die in erhabener Schrift die von Öl glänzenden Maschinen bedeckten – *Pieffke, Woolf, Ruffer, Zoelly* schimmerte es vor seinen müden Augen.

Endlich erreichte er die Bekrönung des Gebäudes, einen winzigen Turm, der wie ein Häuschen aussah. Er blieb stehen und atmete schwer. Der Nachtwächter, der eine Uniform und ein Tschako trug und darin wie ein Polizist wirkte, sah den Mann gleichgültig an, bevor er den Blick wieder ab-wandte. Er reagierte nicht einmal dann, als der Mann das Fenster öffnete und auf das leicht geneigte Dach hinaustrat. Die Sohlen seiner Wanderschuhe rutschten gefährlich über das Kupferblech.

Einen Moment lang war ihm, als würde er das Gleichgewicht verlieren. Er fuchtelte mit den Armen, streifte mit einer Hand den Fensterrahmen. Rasch griff er danach und hielt

sich an dem Rahmen fest. Dann rollte er eine dicke Strickleiter auf, die er sich unter die Achsel geklemmt hatte. Er band sie mit einem Seemannsknoten am Fensterrahmen fest. Diesen Knoten hatte er seit einer Woche geübt. Eine Weile stand er regungslos da.

Er trug eine Joppe aus dickem Tuch und eine kurze Lederhose; lange Wollstrümpfe reichten ihm bis zu den Knien. Auf dem Kopf hatte er eine Schirmmütze mit Klappen sitzen, die oben mit einem Knopf zusammengehalten wurden. Lustvoll nahm er einige tiefe Atemzüge der nächtlichen Luft, sog sie durch den von der Anstrengung ausgetrockneten Mund ein. Einige Minuten lang bewunderte er das Panorama der Stadt. Vor seinen Augen wand sich das ruhige schwarze Band der Oder, das hier und dort sanft schimmerte. Auf dem rechten Ufer erstreckte sich die Breslauer Vergnügungsstraße Am Weidendamme, hier waren das Marionettentheater, Lichtspielhäuser, Biergärten, Glaspavillons und diverse Lokale zu finden. Trotz der späten Stunde brannten die Straßenlaterne, und kitschige Walzermelodien drangen herauf.

Der Mann streifte sich dünne Lederhandschuhe über, drehte sich um und begann, sich langsam zur Dachkante hin abzuseilen. Die Sprossen der Strickleiter klapperten auf den Kupferplatten des Daches, während sich die Leiter spannte. Er hielt einen Meter vom Rand entfernt inne und warf das lose Ende hinunter. Dann lauschte er einige Sekunden, doch er konnte nicht hören, ob die Leiter sieben Etagen tiefer auf dem Boden aufschlug. Entweder war sie zu kurz, oder aber das Geräusch war von dem Klirren der Fensterscheiben übertönt worden, gegen die das Holz der Sprossen schlug.

Er merkte, wie die Angst in ihm aufstieg. Die Leiter war zu kurz! Es wird nicht funktionieren, dachte er, als er sich einige Zentimeter von der Regenrinne entfernt nieder-

kniete. Seine Schuhspitzen ragten über die Dachkante hinaus. Auf einmal spürte er den Blick des Wächters auf sich. Er packte die Sprossen der Leiter mit einer solchen Kraft, als wollte er den Saft aus dem Holz herauspressen. Dann ließ er sich über die Dachkante gleiten.

Der Kloß in seinem Hals erschwerte ihm das Atmen. Er bewegte die Beine und suchte mit den Fußspitzen nach einer Sprosse, schmiegte dabei seine Wange an die Regenrinne und fühlte, wie sein Körper schwer an seinen Armgelenken riss. Sein linker Fuß erwischte einen Mauervorsprung, der rechte ertastete die Leiter.

Erst jetzt wagte er, die Hände vom Dach zu lösen. Er stieg einige Sprossen hinab, bis unter den Dachfuß. Als die Strickleiter sich im Wind bewegte, krümmte er sich. Und blickte auf die Straße hinunter.

Das hätte er nicht tun sollen. Schon klatschte etwas gegen einige der Fenster im obersten Stockwerk. Sieben Etagen tiefer wurden die Pflastersteine feucht. Doch es war nicht Frühlingsregen, der da vom Himmel fiel.

*Breslau, Donnerstag, den 15. Mai 1913,  
drei Uhr nachts*

Der Feuerwehrmeister Friedrich Olscher saß neben seinem Gehilfen Erich Dobrenz auf dem Bock eines Feuerwagens, der mit einer ausziehbaren Leiter ausgestattet war. Das hochwertige Gerät war erst kürzlich von Köln nach Breslau geliefert worden und der ganze Stolz des Feuerwehrmeisters.

Auf seine nächtliche Mission jedoch war Olscher alles andere als stolz. Telegraphisch war er benachrichtigt worden,

dass es sich nicht um ein Feuer, sondern um eine Kletterpartie an einem öffentlichen Gebäude handelte. Jedes Mal, wenn er zu einem Feueralarm fuhr, und erst recht, wenn er von einem Einsatz zurückkehrte, zwirbelte er sich stolz seinen Schnurrbart und schaute umher, suchte in den Blicken der umstehenden Frauen nach Furcht und Anerkennung. Doch dieses Mal, als er, kaum hatte er die Mauritiusbrücke passiert, sein Fuhrwerk vor dem Wasserturm am Weidendamme anhielt, fand er in den Blicken der angeschickerten Frauen, die aus den Lokalen schwärmten, keinerlei Bewunderung. Wenn sie ihn überhaupt beachteten, dann voller Neugier. Die Mission dieser Nacht würde ihm keinen Ruhm einbringen.

Mühsam hievte er seine neunzig Kilogramm Gewicht vom Bock des Wagens und stand einem schlanken Mann gegenüber, der sich gerade seines Sakkos entledigte und die Hemdsärmel hochkrempelte. Er reichte das Sakko an einen neben ihm stehenden Polizisten weiter und blickte an dem Gebäude hinauf. Der Wasserturm war durch sechs langgezogene Vertiefungen im Mauerwerk gegliedert.

»Ich bin Kriminalassistent Werner Quass. Wir brauchen eine Leiter in den dritten Stock. Da«, sagte er in befehlsmäßigem Ton und wies auf einen undeutlichen Schatten in einer der Mauervertiefungen. »Ich gehe voran, Sie mir nach.«

»Dobrentz«, sagte der Feuerwehrmeister Olscher in ähnlich befehlsmäßigem Ton zu seinem Gehilfen, »spann die Pferde aus, ich richte die Leiter, du drehst an der Kurbel.«

Die beiden Feuerwehrmänner machten sich an die Arbeit. Als die Leiter die Höhe der dritten Vertiefung erreicht hatte, biss Quass die Zähne zusammen, drückte sich den Hut tiefer in die Stirn und begann, hinaufzusteigen. Olscher kletterte ihm nach. Sein dicker Hintern ragte in die Luft, was bei den Schaulustigen große Heiterkeit hervorrief. Die betrunkenen Damen amüsierten sich und lachten, und ihre Begleiter

ließen sich zu mehr oder weniger charmanten Witzchen hinreißen.

Olscher stieg hinter dem Kriminalassistenten Quass die Leiter hinauf, nichts anderes im Blick als dessen Schuhsohlen, die mit großer Geschwindigkeit voranflitzten. Plötzlich hielten sie inne. Der Polizist war beinahe am Ziel. Neben ihm hing an einer Strickleiter ein Mann mit einer Schirmmütze und hielt sich krampfhaft an einer Strickleiter fest. Er war vor Kälte schon blau angelaufen.

»Herr Kommissar, was machen Sie denn hier?!«, brüllte Quass.

»Wüsste nicht, was Sie das angeht«, erwiderte der Mann mit hoher, zitternder Stimme. »Vielleicht eine Ermittlung, könnte ja sein, oder? Helfen Sie mir lieber hier runter und stellen Sie keine dummen Fragen.«

Quass sah Olscher an, der Dobrentz ein Zeichen gab, die Leiter noch ein wenig weiterzukurbeln. Der Mann, der da in der Luft hing, erreichte schließlich die Leiter, und alle drei stiegen die Sprossen hinunter. Olscher legte an Geschwindigkeit zu, bewegte sich äußerst flink zurück zu seinem Feuerwehrwagen. Die Damen lachten, als sie die eiligen Bewegungen seines Hinterns sahen, die Herren rissen wieder Witze.

Feuerwehrmeister Olscher stieg jedoch nicht deswegen so schnell hinunter, weil er Angst vor der Höhe hatte oder von der antiken Sehnsucht eines Antheus heimgesucht worden war, das Antlitz der Mutter Erde zu berühren. Er beeilte sich vielmehr, Abstand zu dem Kommissar zu gewinnen, weil dieser einen entsetzlichen Gestank nach Scheiße verbreitete. Als Letzter kam dieser die Leiter herunter. Zum ersten Mal in seinem Leben verfluchte Olscher seinen Beruf. Nein, er war ganz sicher nicht stolz auf die Mission dieser Nacht.

*Wald zwischen Deutsch Lissa und Neumarkt,  
Samstag, den 30. Juni 1923,  
Viertel nach sieben Uhr morgens*

Oberwachtmeister Eberhard Mock wusste nicht, wie er das hartnäckige Jucken loswerden sollte, das abwechselnd die eine und die andere Ohrmuschel reizte. Er stellte sich benommen vor, dass an seinem Kopf zwei dreckige, freche, abgerissene Steppkes standen, die mit Grashalmen seine Ohren kitzelten. Er wollte die Augen nicht aufmachen, damit diese Vision nicht Wirklichkeit wurde.

Er hatte am Abend zuvor zu viel getrunken. So viel, dass er von den Vorfällen des Nachmittags und des Abends kaum noch etwas wusste. Bestimmt lag er jetzt unter einer Brücke an der Oder, verdreckt und verletzt, und zwei kleine Herumtreiber ärgerten ihn, indem sie ihm Grashalme in die Ohren steckten. Und was soll werden, falls meine Vermutungen wahr sind, dachte er bei sich. Er würde die Augen aufmachen und versuchen, mit ausgedörrter Kehle einen Laut von sich zu geben. Die kleinen Halunken würden jedoch überhaupt keine Angst vor ihm haben, sie würden von ihm ablassen, nur um dann um ihn herumzuspringen und ihn erbarmungslos zu verhöhnen. Er würde versuchen, sie zu schnappen, sich hilflos im Kreis drehen, und dabei würde ihm der aufgewühlten Magensäfte wegen übel werden. Nein, lieber blieb er ruhig liegen, in seiner sicheren kleinen Welt hinter den geschlossenen Augenlidern.

Mock versuchte, seinen eingetrockneten Speicheldrüsen ein wenig Feuchtigkeit zu entlocken – mit nur mäßigem Erfolg. Sein Gaumen war rau, als hätte ihn jemand mit Zementpulver eingerieben. Ihm wurde schlecht, doch er gab dem Würgereiz nicht nach. Er lag da und kniff die Augenlider zusammen. Nach einer Weile bewegte er die Finger der lin-

ken Hand, drückte den Ringfinger fest gegen den kleinen Finger. Das kann nicht sein, dachte er. Die Finger dürfen nicht glatt aneinanderliegen. Normalerweise wurde das nämlich von einem goldenen Siegelring verhindert.

Ich habe ihn bestimmt in die Hosentasche gesteckt, beruhigte Mock sich in Gedanken, damit er mir nicht geklaut wird. Er hielt die Augen noch immer geschlossen, als er in der Erwartung in die Tasche griff, auf das schöne Schmuckstück des Kölner Juweliermeisters Ziegler zu stoßen. Doch er fand noch nicht einmal seine Hosentasche, in der er üblicherweise auch sein Taschenmesser, Tabak und ein Benzinfeuerzeug aufbewahrte. Wo ist meine Hose? Wo ist meine Unterhose?!

Mock setzte sich auf und öffnete die Augen. Er saß nackt und von Schweiß bedeckt auf einer Waldlichtung. Um seine Schultern lag irgendein alter Stoff, ein fadenscheiniger Mantel. Die Morgensonne brannte auf ihn herab. Er spürte, wie ihn etwas hinter dem Ohr zwickte, fluchte und zerdrückte mit dem Daumen ein Insekt. Dann hob er den Finger an die Augen, um zu sehen, was ihn die ganze Zeit so gekitzelt hatte. Doch es war nicht die rote Ameise, die ihn entsetzte. Es war die rosa Farbe, die seine Hand bedeckte. Er sah auf sein Bein hinunter. Seine Finger, mit denen er versucht hatte, in die nicht existente Hosentasche einzudringen, hatten fünf längliche Spuren hinterlassen.

Da waren keine Halunken, die seine Ohren kitzelten. Und da war keine Kleidung, und kein Siegelring. Mock war da, Oberwachtmeister Eberhard Mock, verkatert und völlig hilflos.

*Breslau, Samstag, den 30. Juni 1923,  
Viertel vor acht Uhr morgens*

Am St. Johannesplatz, dem Hauptplatz im Vorort Deutsch Lissa, herrschte nicht das übliche aufgeregte morgendliche Durcheinander. Die Menschen, die den Platz überquerten, gingen langsamer, hielten in ihren Unterhaltungen inne. Zwei Arbeiter, auf dem Weg zum Palais des Barons von Riepenhausen, stiegen von ihren Fahrrädern. Ein Geselle aus der Glaserwerkstatt Bernert blieb starr neben einem aufgeschichteten Stapel Glasscheiben stehen, hielt gedankenverloren eine Scheibe in der Hand, als hätte er vergessen, sie zu den anderen zu legen. Sogar der Wirt des »Schwarzen Adlers« trat vor seinen Laden und polierte selbstvergessen den Deckel eines Bierkruges, obwohl das Gefäß noch tropfnass war. Die Kinder, die in die nahegelegene Grundschule gingen, rannten nicht mehr, wie es ihrem Alter angemessen gewesen wäre, sondern schlichen geradezu. Keiner der Passanten, die am Denkmal des Heiligen Jan Nepomuk auf dem Johannesplatz vorbeigingen, hatte es an diesem Morgen eilig. Keiner konnte so tun, als wäre nichts. Immer wieder sahen die Leute zum Droschkenstand hinüber.

Aufgeregtes Geschrei drang über den Platz, zischende Peitschen durchschnitten die Luft. Ein unrasierter Mann um die vierzig versuchte eine Droschke nach der anderen zu besteigen und verfluchte mit heiserer Stimme den jeweiligen Kutscher, der ihn mit einem erprobten Mittel abzuweisen versuchte. Jedes Mal, wenn die Peitsche auf seinen Rücken knallte, fluchte der Mann noch lauter, doch irgendwann gab er auf. Er trug einen alten Mantel voller dunkler Flecken, durch dessen zahlreiche Löcher das Innenfutter zu sehen war. Das schäbige Kleidungsstück spannte sich derart über seinen Bauch, dass die drei Knöpfe, die es zusammenhielten, schier

abplatzen. Unter dem Mantel sahen behaarte Waden und nackte Füße hervor. Offensichtlich hatte der Mann keine Hose an.

Die Fiaker hielten ihn, so war es den Gesprächsfetzen zu entnehmen, für verrückt, und auch das Verhalten des Mannes ließ darauf schließen. Die Bewohner von Deutsch Lissa bekamen zu hören, dass er zwar kein Geld bei sich habe, aber zu seinem Haus in Klein-Tschansch gefahren werden wollte, einem Stadtteil am anderen Ende von Breslau. Er versprach den Droschkenfahrern eine üppige Entlohnung, versicherte, zu Hause genug Geld zu haben. Dem allerdings widersprach seine abgerissene Kleidung. Schließlich hatte sich auch der letzte Fiaker geweigert, den Mann nach Hause zu fahren. Da postierte dieser sich mitten auf dem Marktplatz, zwischen den Buden und Ständen, und brüllte:

»Ihr könnt mich alle am Arsch lecken! Schaut nur gut hin! Jetzt komme ich schneller nach Hause als in euren elenden Fuhrwerken!«

Sprach's und tat etwas, was etliche der Betrachter dieser Szene am St. Johannesplatz veranlasste, den Blick abzuwenden. Bedeutsamerweise allerdings sah keine der Frauen weg. Und auch der Polizeiwachtmeister Robert Starke, der Revierchef von Deutsch Lissa, sah zu. Er griff nach seinem Säbel, richtete sich das Tschako und ging strammen Schrittes und mit grimmiger Miene auf den Wahnsinnigen zu.

Breslau, Samstag, den 30. Juni 1923,  
Viertel nach zehn Uhr morgens

Wachtmeister Kurt Smolorz arbeitete beim Vierten Dezerat des Polizeipräsidiums in Breslau, das sich im Wesentlichen mit Sittlichkeitsverbrechen befasste. Würden die Mitarbeiter dieser Abteilung allerdings, einschließlich des Chefs, Doktor Josef Ilsheimer, durch die Berliner Geheimpolizisten aus der Kommission für Interne Angelegenheiten eingehend überprüft, würde sich schnell herausstellen, dass ihr Privatleben keineswegs den guten Sitten entsprach.

Nur Kurt Smolorz bildete eine Ausnahme. Weder nahm er die kostenlosen Dienste der Prostituierten in Anspruch, noch war er für Schutzgelder von ihren Zuhältern empfänglich, noch betrank er sich auf Kosten des Hauses in Lokalen mit illegalem Ausschank. Auch erwartete er von den in geheimen homosexuellen Klubs *in flagranti* erwischten Beamten keine Gefälligkeiten im Austausch für sein Schweigen. Und die Liebesdienste von Damen aus höheren Kreisen, die er in den Armen von Verbrechern oder Fuhrmännern ertappt hatte, interessierten ihn ebenfalls nicht.

Der rothaarige, stämmige, schweigsame Vierzigjährige führte alle Befehle des Doktor Ilsheimer ohne Diskussion aus und lehnte Korruptionsversuche von Zuhältern und erotische Avancen von Prostituierten ab. Kurt Smolorz war ein mustergültiger Bürger. Seit vier Jahren war er auch ein vorbildlicher Ehemann und Vater. Genauso lange hatte er keinen Alkohol mehr angerührt und seine Ehefrau nicht mehr betrogen; dies rührte von seinen Schuldgefühlen her, die ihn noch immer peitschten, wenn er daran dachte, wie er vor eben vier Jahren auf Einladung einer perversen Baronin an einer Sex-und-Drogen-Orgie teilgenommen hatte. Smo-

lorz erfüllte alle seine Pflichten, exakt und ohne unnötige Fragen zu stellen.

Nur einer konnte ihn davon abhalten, seine Aufgaben pflichtbewusst zu erledigen. Ein Mann, dessen Befehle für Smolorz *suprema lex* waren, einer, der vier Jahre zuvor nach einem Nervenzusammenbruch eine Metamorphose durchlebt hatte. Im Gegensatz zu Smolorz jedoch hatte sich bei jenem eine Veränderung zum Schlechten ergeben.

Gerade war Smolorz mit einem der letzten zweirädrigen Doktorwagen unterwegs, die es beim Breslauer Polizeipräsidium noch gab. Die Kriminalabteilung verfügte schon seit Langem über zwei Daimler, die Kollegen des Sechsten Dezernats (übrigens ehemals eine Unterabteilung des Vierten) fuhren stolz in einem nagelneuen Horch, nur Doktor Ilsheimer und seine Leute mussten immer noch derart archaische Gefährte benutzen. Schlimmer noch, sie mussten die Pferdewagen selbst lenken, was ihnen den Beinamen »Kutscher« einbrachte.

Der Doktorwagen, den Smolorz gerade fuhr, musste in einem langen Zug aus Bauernwagen immer wieder anhalten, die vom Markt in Deutsch Lissa zurück Richtung Neumarkt fuhren. Er verkürzte sich die Zeit, indem er sich ein ums andre Mal den erteilten Befehl in Erinnerung rief.

Gegen neun hatte ihn Doktor Ilsheimer zu sich gerufen und gesagt: »Ich habe gerade einen Anruf vom Polizeiwachmeister Starke vom Revier in Deutsch Lissa bekommen. Er hat heute früh einen Betrunknen festgenommen, der sich auf dem Markt entblößt hatte. Der Kerl hatte keine Papiere bei sich und wollte bei der Vernehmung nicht sagen, wer er ist. Er behauptete, ein Bauer habe ihn nach Deutsch Lissa gebracht. Starke hat ihn eingebuchtet, damit er wieder zu sich kommt und sich an seinen Namen erinnert. In der Zelle saßen schon drei andere Verbrecher, unter anderem ein be-

rüchtiger Pferdedieb. Als der den Betrunkenen sah, geriet er außer sich und wollte ihn verprügeln. Er behauptete, dass der Mann ein Polizist sei. Starke musste einen anderen Beamten zur Bewachung des Betrunkenen abstellen und meint nun, der Kerl hätte ihm seine Arbeit durcheinandergebracht. Der Beamte war nämlich sein einziger Mann, und nun hatte Starke Probleme, den Verkehr am Jahrmarkt zu kontrollieren. Also rief er im Sekretariat des Polizeipräsidenten an, und der Sekretär von Kleibömer meldete sich daraufhin bei uns. So, nun kommt Ihr Befehl, Smolorz. Sie fahren nach Deutsch Lissa, holen diesen Betrunkenen ab und prüfen, wer der Mann ist. Verhören Sie ihn und überprüfen Sie, ob er in unserem Register für öffentliche Ärgernisse festgehalten ist. Und dann schreiben Sie einen Bericht und übergeben die ganze Angelegenheit an den Sekretär des Richters Ulmer.«

Smolorz wiederholte diese Worte mehrmals während der Fahrt durch die Stadt; er sprach Ilsheimers Befehl Wort für Wort nach, als er in die baumbewachsene Bismarckstraße in Deutsch Lissa einbog. Dort, in dem Gebäude mit der Nummer fünf, waren gleichzeitig das Polizeirevier, einige Zellen, das Stadtteilamt und das Armenhaus untergebracht. Smolorz brachte den Doktorwagen direkt vor dem Eingang zum Stehen, band die Zügel an ein Geländer, strich dem Pferd über die Nüstern und betrat das Reich von Polizeiwachmeister Starke.

Das gedämpfte Licht und die kühle Temperatur, die im Inneren herrschten, brachten Smolorz, der während seiner langen Fahrt durch die Stadt höllisch geschwitzt hatte, sofortige Erleichterung. Im Warteraum saß eine junge Frau in einem grauen Kleid, das unterhalb der Taille von einem schwarzen Gürtel zusammengehalten war. Als sie Smolorz erblickte, ließ sie ihre Haare wie einen Vorhang vors Gesicht

fallen, dennoch konnte der Wachtmeister ein riesiges Veilchen erkennen. Ihr geschwollenes Auge war kaum zu sehen. Der Polizeiwachtmeister schrieb die Aussagen der Frau auf, tunkte immer wieder einen beinernen Federhalter in ein riesiges Tintenfass. Hinter ihm befand sich in einem speziellen Ständer sein Säbel.

»Wachtmeister Kurt Smolorz vom Polizeipräsidium. Ich soll den Gefangenen abholen«, rief Smolorz und zeigte seinen Ausweis vor.

»Diesen Penner?«, fragte Starke.

»Ja«, gab Smolorz zurück und warf einen Blick auf das Vernehmungsprotokoll. Der Name der jungen Frau kam ihm sonderbarerweise bekannt vor.

»Bitte unterschreiben Sie hier.« Starke schob Smolorz ein Dokument hin, dann stand er auf und ging langsam in Richtung der Zellen.

»Helmut, gib mir diesen Penner heraus!«, brüllte er. »Und dann sperr gut ab und lauf zum Jahrmarkt. Zwei Zigeuner streiten sich dort angeblich um ein Pferd.«

Smolorz unterschrieb das Protokoll der Überführung des Gefangenen und betrachtete dann die junge Frau. Schon hatte er sich beinahe erinnert, woher er die Geprügelte kannte, als ihn das Geräusch von nackten Füßen auf dem Steinfußboden ablenkte. Er sah dem Elenden entgegen, um den er sich nun kümmern musste. Der Mann hielt einen verdreckten alten Mantel um sich geschlungen, die eine Hand in der Tasche versteckt, als würde er sich schämen. Sofort vergaß Smolorz die blonde Frau.

Vielmehr: er vergaß augenblicklich die Befehle von Doktor Illsheimer. Er drückte Starke das unterschriebene Protokoll in die Hand, verstaute den Durchschlag in der Tasche, packte den Betrunkenen am Arm und führte ihn nach draußen.

»Fahren Sie mich ins Präsidium, Smolorz«, flüsterte der Mann, und alkoholgesäuerter Atem schlug ihm ins Gesicht. »Ich habe bei Achim Buhrack immer Kleidung zum Wechseln liegen. Unterwegs kaufen Sie mir zwei Flaschen Bier. Und schmeißen Sie diesen verdammten Schrieb weg!«

»Jawohl«, erwiderte Smolorz.

Es gab auf der ganzen Welt nur einen Menschen, dessen Wort für Smolorz *suprema lex* war.

*Breslau, Samstag, den 30. Juni 1923,  
mittags*

Klara Menzel und Emma Hader waren gleich alt. Und auch ihre Lebensgeschichten ähnelten einander. Sie stammten beide aus winzigen Städtchen in Niederschlesien, aus ärmlichen, zerstrittenen Handwerkerfamilien, in denen das Geld für Alkohol und Tabak für den Vater immer da war, sonst aber an allen Ecken und Enden fehlte. Ätzende Waschmittel und grobe Seife zerstörten die Haut ihrer Mütter, die zahlreichen Schwangerschaften deren Schönheit, der Alkohol vollführte sein Zerstörungswerk in der Leber und der Speicheldrüse ihrer Väter. Als der große Krieg ausbrach, wurden die Väter eingezogen, und die Mädchen mit ihren vielen Geschwistern waren nun von den alleinigen Einnahmen der erschöpften Mütter abhängig. Zu Beginn des Krieges waren beide Mädchen achtzehn Jahre alt und hatten ihre Berufsausbildung abgeschlossen. Arbeit hatten sie nicht.

Lediglich die Männer, die ihnen ihre Unschuld geraubt hatten, waren nicht dieselben. Bei Klara war es ein Cousin, ein Kriegsinvalide, bei Emma der fünfzigjährige Pastor aus Frankenstein. Das war der einzige Unterschied.